



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Geibler, L. H.: Reiche Thränen- Armes Volk : eine literarisch -sociale
Epistel.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Reiche Thränen — Armes Volk.

Eine literarisch = sociale Epistel.

Es ist eine schöne Sache um die Empfindsamkeit. Nur ist es zu bedauern, daß man in dieser lieben Welt oft unnützerweise einen sehr starken Verbrauch davon macht. Ich wünschte, diese plötzlichen Nührungen, von denen wir bei jeder Gelegenheit ergriffen werden, hätten einen Zweck, dann wäre nicht unser Herz eben so rasch trocken, als unsere Augen. Möchte man begreifen, daß die Thränen das Samenkorn der biblischen Parabel sind, und daß es also unsinnig ist, sie auf dünnen Fels zu säen, wo sie keine Keime treiben können, man würde sich alsdann mäßiger hierin bezeugen und unsere Theilnahme an fremdem Unglück wäre dann nicht bloß eine krankhafte Schwäche unserer Thränenröhren.

Ich weiß wahrhaftig nicht, warum man ein so heftiges Geschrei über die Herzensdürre und den mitleidslosen Egoismus unserer Zeit anstimmt. Ich denke im Gegentheil, daß es ihr an Empfindsamkeit durchaus nicht fehlt und fordere Jedermann heraus, mir in der Geschichte einen Zeitraum aufzufinden, in dem mehr Thränen vergossen worden sind, als in den letzten fünfzig bis sechzig Jahren. In einer periodischen Schrift habe ich leztlich eine Berechnung gefunden, welche den armen, von Herbst- und Frühlingsregen und vom Winterschnee durchnäßten Fußgängern unwiderleglich bewies,

daß sie im Laufe von sechs Herbst- und Wintermonaten doch nur etwa zehn Zoll Wasser auf die Köpfe bekommen haben. Ich wünschte, die Verfasser dieser Berechnung hätten sich in ihren Mußestunden dem Studium der moralischen Feuchtigkeitsmessung ergeben: — wir würden ihnen zu ihrer Genugthuung erlauben, hiefür eine neue Wissenschaft, Lacrymo-Hygro-metrie, zu erschaffen — und ich bin überzeugt, das Resultat einer solchen Berechnung würde meine Behauptung nur allzusehr bestätigen.

Wollte ich hier alle jene Menschenklassen mustern, die coram populo weinen und in einer zur Schau getragenen Empfindsamkeit einen gewissen Ruhm suchen, so würde dieser Aufsatz eine unabsehbare Länge erhalten. Von dem tugendhaften Menschenfreunde an, welcher wegen der unerschöpflichen Kraft seiner Thränenröhren und wegen des reichlichen Gebrauchs, den er bei feierlichen Gelegenheiten davon zu machen weiß, das Glück hat, zum Vorstand aller sogenannten Wohlthätigkeitsgesellschaften erwählt zu werden, bis zu dem bescheidenen Verfasser rührender Kinderschriften, der zu Weihnachten und Neujahr vor Glück stille Thränen vergießt in einer dunklen Ecke des Ladens seines Verlegers, wo die Mütter und Erzieherinnen zahlreich sich einfänden, um seine Bücher zu kaufen, — alle Weinenden, die zwischen diesen beiden Polen liegen, aufzuzählen, wäre eine Arbeit, bei der einer Herkulesbrust der Athem ausginge. Und was hätte ich nicht zu thun, wenn ich, um meinem Aufsatze ein wissenschaftliches Ansehen zu geben und meine Eigenschaft als systematischer Deutscher nicht zu verläugnen, die Thränen in Abtheilungen bringen wollte?

Es giebt Leute, welche bei dem allergemeinsten Ereignisse ihres hausbacken-prosaïschen Lebens Thränenströme vergießen. Ich bin überzeugt, daß Jedermann schon, nicht ein, sondern unzählige Male, guten, dickbäuchigen Familienvätern begegnet ist, deren Wangen so glatt sind, so von Gesundheit strogen, so heiter erglänzen, daß man darauf schwören möchte, sie seien nie von Thränen durchfurcht worden. Aber wie trügerisch ist dieser Schein! Man beobachte sie nur und man wird sehen, wie schnell die Fluth, die von ihren Gefühlen emporgetrieben wird, ihr Auge nezt. Sie verheirathen heute, nicht ihre erste, nein, ihre fünfte Tochter — also weinen sie. — Ein kleines Geschäft zwingt sie, den Kirchturm ihres Geburts- und Wohnorts

auf einige Tage zu verlassen und kaum vermögen sie vor Schmerz aus den Armen ihrer schluchzenden Familie sich zu reißen und ihr Auge ist so thränenumdunkelt, daß sie beim Einsteigen in den Wagen dem Postknecht, der ihr Paquet hieher gebracht, sein Trinkgeld zu geben vergessen. — . — . Die Empfindsamkeit ist zwar, wie alles Uebrige, der Mode unterworfen; jedoch haben Romane und Theaterstücke zu allen Zeiten das Vorrecht behauptet, reichliche Thränen zu entlocken. Es gab eine Zeit, da in der deutschen Literatur ein Streben herrschte, ungeschminktes Naturleben darzustellen; der Mensch sollte wieder zu Wurzeln und klarem Wasser zurückkehren: damals erweichte das Gemälde einer tugendhaften Familie, die sich den leider! etwas übelriechenden Beschäftigungen des Hühnerhofes ergab, die stoische Seele des Philosophen; das Herz des Freundes der Natur, der von seinem fünften Stockwerk herabgestiegen, um die friedliche Stille des Landlebens zu beobachten, ward bei solchem Schauspiel ganz unter Wasser gesetzt. Der Anblick eines schönen Greises, mit weißem, bis zum Nabel herabwallenden Barte, ergriff ihn tief: dickwangige Bübchen, mit butterglänzendem Munde, versetzten ihn in die süßeste Entzückung und, ward die Gruppe durch ein Paar Zwillinge am Busen ihrer Mutter vervollständigt, dann hatte die durch dieses reizende Schauspiel hervorgebrachte Rührung eine solche Höhe erreicht, daß er sich nicht mehr halten konnte, sondern schluchzend und mit halb von Thränen erstickter Stimme ausrief: „Kommt, laßt Euch an mein Herz drücken!“ Und die ganze interessante Familie, der Greis und die „rognäsigen“ Bübchen, die Mutter und ihre Jünglinge zerschmolzen mit ihm zusammen in Thränen an seiner bewegten Brust. Wer von unseren Lesern hat nicht Gessner's *Ibyllen* und die ersten Scenen in Göthe's *Werther* gelesen? Wer kennt nicht aus den Erzählungen seiner Eltern oder aus der Literaturgeschichte, oder auch aus eigener Lectüre in unüberwachter Jugendzeit, den thränenreichen *Siegwart* und den mildherzigen *Lafontaine*, der nach drei Bänden *Leiden*, die einen Stein erweichen könnten, von seiner eigenen Rührung und den Thränen seiner Frau bewegt, sich gewöhnlich entschloß, seinen Romanen einen sogenannten glücklichen Ausgang zu geben? Und die Theaterstücke jener Zeit hatten dieselbe weinerliche Tendenz, in die ja zum Theil selbst Schiller's *Cabale und Liebe* verfiel. Wer erinnert sich nicht an *Iffland's Hage-*

stolzen und andere Thränen — und Rührstücke desselben Verfassers? Und vor Allem das Großartigste dieser Gattung: Rozebue's „unsterbliches Meisterwerk“ Menschenhaß und Reue, worin, wie Börne irgendwo erzählt, sogar der große Künstler Talma mit preussischem Grenadierzopfe den Meinau spielte und den Pariserinnen unzählbare Thränen entlockte. Freilich diese letzteren weinen jetzt, da die schauervolle Melodramenliteratur in Frankreich ihren Thron aufgeschlagen, nicht mehr um so Weniges, sondern erst, wenn ein Duzend Mord- und Schandthaten vorgefallen sind und sie einen Bösewicht bis ins Bagno begleitet haben, bekommen sie bei dem dreizehnten einen Nervenanschlag und weinen vor krampfhaftem Entsetzen. Aber wir Deutschen sind selbst jetzt noch, obgleich uns die rauhe, drangvolle Wirklichkeit genug der bitteren, thränenschweren Leiden gebracht, noch nicht wasserdichter geworden, sondern sind in Literatur und Theater noch jeder Nührung zugänglich. Denn hatte nicht die Restaurationsepoche ihre Houvalb'schen und Müllner'schen und Naupach'schen Rührstücke? Und Claren, der mit verführerischer Sentimentalität eine wahrhaft sittengefährliche Tendenz verband, ist er nicht in schön vergoldeten Taschenbüchern in die Hände unserer Jungfrauen gekommen? Und Henriette Hanke und Amalie Schoppe und Johanna Schoppenhauer und wie das ganze larmoyante Heer von deutschen Romanschriftstellerinnen aus den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts heißt, wie viel Thränen haben schöne Mädchen- und Frauenaugen über diese Bücher vergossen! Und ist es denn selbst in der neuesten Zeit besser geworden? Darf man an die zahllosen Thränen vergessen, die bei Halm's „Grifeldis“ oder bei den Stücken der Prinzessin von Sachsen gestossen sind?

Wem von meinen jüngeren Lesern wird es nicht schon so gegangen sein, wie lezt hin mir? Ich war fröhlich und scherzhaft gestimmt, wie selten; tausend lustige Ideen galoppirten mir durch's Gehirn, auf meinen Lippen und über meiner Seele schwebte ein heiteres, freudiges Lächeln: meine Phantaste erging sich in nichts als in lachenden Bildern. Gut, dachte ich, in dieser Festtagslaune mußt Du Dich dem Damenkreise zeigen, der Dich gewöhnlich mürrisch schilt, und so begab ich mich, indem mein Frohsinn durch die Hoffnung auf die Eroberungen, die mir meine heutige Liebenswürdigkeit zu

Wege bringen sollte, noch gesteigert wurde, in eine befreundete Familie, wo eine Anzahl mir bekannter junger Damen fast täglich sich zusammensand. Man denke sich, wie mir zu Muthe ward, als ich bei meinem Eintritt in's Gesellschaftszimmer die Augen aller Mitglieder des lieblichen Kreises thränenfeucht und alle Taschentücher in Bewegung sah. Mein Gott! dachte ich und erschrak, was ist denn hier vorgefallen? Der Hausherr ist doch nicht, seitdem ich ihn vor einigen Stunden nach der Börse gehen sah, todtkrank geworden? Und von einem bedeutenden Bankerott in der Handelswelt, der auch auf meinen Freund nachtheiligen Einfluß üben konnte, habe ich doch auch nichts gehört? Kurz, ich war über den Schmerz, der sich auf allen Gesichtern malte, ganz außer Fassung gerathen und fing schon an, darüber nachzudenken, wie ich mich mit Ehren zurückziehen könnte. Da fand ich in dem dritten Bande von Godwiegastle, der auf einem Tischchen vor der Hausfrau aufgeschlagen lag, die Lösung des Räthsels, die Ursache des ganzen Jammers. Ich fluchte in meiner Seele ganz entsetzlich über alle weinerlichen Romane und noch mehr über die nervenschwachen Frauen, welche dergleichen Sachen nicht lesen können, ohne Thränenströme zu vergießen. Denn hätte ich ihnen gesagt, daß ich auf dem Wege zu ihnen vielleicht mehr denn einen vor Hunger sterbenden Armen getroffen habe, es würden viele schöne Worte über Armenhäuser, aber gewiß nicht eine Thräne geflossen sein. Ja, es ist eine schöne Sache um die Empfindsamkeit, besonders wenn sie nichts kostet und zu keiner Ausgabe verpflichtet.

Es ist eine Schwäche der menschlichen Natur, daß sie an Thränen ihr Wohlgefallen findet.

— — — Die ewige

Beglaubigung der Menschheit sind ja Thränen.

Aber Leute von Geist verstehen die Kunst, ihre Empfindsamkeit sowohl mit ihrer Gesundheit als vorzüglich mit ihrer Bequemlichkeit in gutem Einverständnis zu halten. Sie haben gern alle Annehmlichkeiten des Mitleids: die langweilige Seite desselben wissen sie sich fern zu halten. Daher hat die in allen Ländern sich gleich bleibende vornehme Welt — und ich nehme die weibliche Hälfte derselben gar nicht aus — stets bei Criminalprozessen, wo sie öffentlich sind, und bei Schaffoten sich Aufregungen gesucht. Es ist etwas so

Bequemes, über ein unabänderliches Uebel in Rührung zu gerathen. Je gehässiger der Verbrecher, desto größer das Vergnügen! Daher giebt es z. B. in Frankreich gar manchen vornehmen Adelfigen, welcher mit der Juliusrevolution und dem Sturz Karls X. sich wohl ausöhnen würde, hätte nicht die Regierung, die aus dieser Revolution hervorgegangen, zwei tyrannische Akte sich zu Schulden kommen lassen, welche alle Ausöhnung mit ihr unmöglich machen. Sie hat den Auszug der Galeerensclaven-Kette und die Hinrichtungen auf dem Grèveplatz in Paris abgeschafft, zwei Schauspiele, die man gratis hatte, von denen man mit zusammengeschnürtem Herzen zurückkam und bei denen man in einem Tage mehr Thränen vergoß, als zu Haus in zehn Jahren. Wenn es schon ein Vergnügen ist, im Theater zu weinen, über erdichtete Leiden, so stelle man sich erst die Wonne vor, die man hier empfand, wo an die Stelle der Dichtung blutige oder schreckenvolle Wahrheit getreten, wo das Melodram von der Bühne auf die offene Straße herabgestiegen war. Wenn man den Zeitungsberichten trauen darf, so hatten sich, als der letzte Zug Galeerensclaven nach Toulon abging, 30,000 Zuschauer versammelt, dreißigtausend Zuschauer, um zweihundert Glende zu sehen, die an eine lange Eisenkette geschmiedet waren. Diese Dreißigtausend fragen nun unwillig die französische Regierung:

— Wie? Das war unser moderner Circus, der uns an die Spiele des alten Rom erinnerte, wo schöne, nackte Fechtersclaven im Angesichte keuscher Vestalinnen einander erwürgten; das waren unsere Gladiatoren, welche, die gesetzliche Gesellschaft und deren Herrschergewalt in uns erkennend, mit ihrem: Caesar! morituri te salutant, uns begrüßten! Und das will man uns rauben? Wo sollen wir denn mit unserer Empfindsamkeit hinaus, wenn man all diese blutigen Dramen, die in der Finsterniß begonnen, auch im Dunkeln endet? Sollen wir Nichts mehr zu sehen bekommen? Soll Alles, was unsere geglättete, nivellirte Gesellschaft an Unmoralischem, an Ergreifendem, an Rührendem noch hat, verschleiert werden? Worüber sollen wir denn nun weinen?—

Die französische Regierung, da sie nur ein moralisches Wesen ist, hat diese Klagen nicht gehört, oder wenigstens unbeantwortet gelassen und ist ihren Weg weiter geschritten. Ich aber antworte den Fragenden:

— Ihr sollt eben nicht weinen! Denn Eure Herzenshärte und Eure Selbstsucht rühren gerade davon her, daß Ihr feiger, weiblicher Weise über Alles weint. Weinet nicht im Theater, weinet nicht während der Criminalverhandlungen der Affsenhöfe, benezet nicht mit Thränen die Romane, die der pathetische Schriftsteller vielleicht lachend geschrieben! Diese unablässige Zersplitterung Eures Gefühls stumpft es zuletzt ab und wenn dann ernsthafte Auftritte kommen, welche der Thränen Zoll von Euch zu heischen berechtigt sind, so finden sie Euch kalt und theilnahmlos und Euer Auge bleibt trocken. Und Ihr, die Ihr glücklich seid und nicht zu weinen Ursache habt, bewahret Eure Thränenperlen in Eures Herzens Schrein. Fordert nicht verwegen durch grundlose Thränen die Traurigkeit heraus, und fürchtet Nemesis Adrasteia, die reisende Göttin, auf daß sie nicht plötzlich eine jener grausamen Wunden Euch schlage, die nimmer vernarben, auf daß nicht des Unglücks bitterer Kelch Euch unvermuthet gereicht werde und Ihr dann schamroth werdet, daß Ihr über all das falsche Bücherelend, über jeden erdichteten Jammer alltägliche Thränen vergossen habt. Dann werdet Ihr Euch einschließen, um zu weinen. Ihr werdet dann keine Zuschauer suchen, die Eure Nührung mit ansehen: und sollte mitten in Eure Einsamkeit ein Unwillkommener sich eindringen, so wird Euer Schmerz plötzlich verstummen, Ihr werdet dem Fremdling ein ruhiges, ungetrübtes Gesicht zeigen, das wie ein Iüschleier über das Heiligthum Eure Trauer gebreitet sein wird. Denn alsdann werdet Ihr fühlen, was ich schon längst inne geworden, daß es eine unerträgliche Beleidigung ist, wenn der Salonpöbel Euch lobt und von Euch sagt: diese Person ist von einer überaus zarten Empfindlichkeit.

Ich meinerseits wünschte, es wüßte irgend ein Schriftsteller, der das Pathetische zu behandeln versteht, einen Nutzen aus dieser müßigen Empfindsamkeit zu ziehen; ich wünschte, daß diejenigen, die in ihrer unmittelbaren Nähe und Umgebung keine Gelegenheit zu jenen Schmerzen finden, nach denen sie so begierig sind, durch die Worte einer beredten Feder zum Besten der großen Familie der Menschheit gerührt und bewegt würden. Man erzählt eine Geschichte von einem Prediger, der so salbungreich über Mitleid und Menschenliebe predigte, daß in allen Städten, wo er für die Armen seinen Eifer erglänzen ließ, die Frauen ihren Schmuck, die Männer

ihre kostbarsten Zierrathen zu Gunsten der Unglücklichen zu seinen Füßen niederlegten, Diese Geschichte hat mich stets sonderbar ergriffen und ich wollte, es fände sich ein Schriftsteller, der in unserer Zeit, bei dem immer tiefer in die Gesellschaft sich einfressenden Krebschaden des Pauperismus, so auf die Herzen zu wirken verstände. Er müßte, wenn er die Glücklichen dieser Welt für das wahre Elend interessiren wollte, einfach sein wie die Wahrheit und streng wie das Unglück. Er dürfte kein Menschenfreund von Profession sein, denn diese prunkvolle Tugend, womit die Eitelkeit sich brüstet, ist heutzutage, da Jedermann weiß, daß die Philanthropie zu Nichts verpflichtet, in Mißcredit gekommen. Eben so wenig dürfte er, dagegen sträubt sich der Geist unserer Zeit, sein Buch im Kanzelstyle und Predigertone schreiben; denn gar viele sogenannte starke Geister würden gegen ihre eigene Ueberzeugung seinem Buche kein Gehör geben, bloß weil sie aus anderweitigen Gründen ein System der Feindseligkeit gegen alle religiösen Gefühle befolgen.

Aber ach! ich fürchte fast, mein Schriftsteller ist nicht aufzufinden. Denn wo lebt in unsrer Zeit noch in stiller Verborgenheit ein Mann, der Talent und Herz genug besäße, um weder in Styl- noch in Gedanken-Excesse zu verfallen, um seine Gefühle von aller Uebertreibung fern zu halten, um weder aus Glaubens- noch aus Partei-Rücksichten seine Darstellung auf die Spitze zu treiben, der unzugänglich wäre den Täuschungen der Eitelkeit, der auf die kleinen Triumphe der Eigenliebe mit gerechter Verachtung hinschaute, und den die Liebe zum Guten allein zu solchem Werke begeisterte? Wo, frag' ich, weilt ein solcher Schriftsteller? Und doch müßte er all diese Eigenschaften besitzen, um das zu thun, was ich verlange, nämlich die übertriebene Empfindsamkeit der Weltkinder zum Besten des Volkes zu lenken.

Ich habe oftmals von einer traurigen, gar rührenden Geschichte geträumt, die ohne alle hinterlistige Einleitungen, ohne rednerische Kunstmittel, ohne all jene Sprachschlingen erzählt werden müßte, in die man selbst die einfachsten Dinge verwickelt; kurz, eine Geschichte, nackt wie das Unglück und bei deren Vortrag man sich alles Effecthaschens enthielte; denn durch die Sucht, überall dramatische Effecte hervorzubringen, werden zuweilen die besten Ideen und besonders die nützlichsten verdorben. Die Trauerlieder, die man

zuweilen auf große Verbrecher von Volksbänkelfängern hört, haben etwas von der Naivetät, die ich für meine Geschichte wünschte. Leider aber mischt sich zu viel Groteskes darein, so daß sie bei dem gebildeten Manne den Gedanken des Mitleids ersticken, und ihm nur noch die lächerliche Seite erscheint. Ich erinnere mich, aber nur noch dunkel, einer römischen Grabchrift auf ein junges, zu sechzehn Jahren gestorbenes Mädchen, die ein treffendes Beispiel jener Einfachheit abgab, die ich im Sinne habe. Meine Geschichte nun müßte besonders so erzählt werden, daß sie nicht bloß ein unfruchtbares Mitleid, wie jene Sprache des Leichensteines erzeugte, sondern daß sie eine Nührung hervorbrächte, die zu einem guten Werke triebe, daß sie ergreifende Betrachtungen weckte, denen ein thatkräftiges Streben zu Gunsten der Unglücklichen folgte. Denn wahrlich es ist Zeit, daß etwas Andres geschehe, als bisher geschehen ist. Da das Christenthum noch reich war, vertheilte es an die Armen Almosen, gab denen, die kein Obdach hatten, einen Zufluchtsort unter seinem Dache, heilte die Kranken und betete für die Todten; seine Barmherzigkeit stiftete Orden von Hospitälern und von Mönchen und Nonnen zum Dienste der Armen und Kranken. Aber dem Christenthum, wenn es auch das jedesmalige Elend der gegenwärtigen Zeiten zu lindern gesucht hat, fehlte es doch an Voraussicht für die Zukunft: es gab immer nur Palliativmittel. Und das konnte wohl nicht anders sein, da nach dem Dogma des Christenthums alles Glück in Seelenfrieden bestand, die Leiden des Fleisches aber für Nichts erachtet wurden. Heute, da dem Christenthum durch eigene Armuth die Hände gebunden sind, hat die Philanthropie seine Stelle eingenommen; aber anstatt stille Almosen zu vertheilen, hat sie die von ihr erwiesenen Wohlthaten auf allen Straßen ausgeschrieben wissen wollen. Und da sie obendrein verteuert ökonomisch ist, so lag es selten in ihrer Absicht, daß sie die Armen auf Unkosten ihres Ruhmes wirklich ernähren sollte; sie hat daher ihre Portionen beschnitten, um die Zahl zu vermehren, damit die Summe der von ihr vertheilten Suppen und Heizungskarten auch mit Aufwand in den Journalen figuriren könne.

Die Regierungen ihrerseits thun für die Armen, was sie eben können, und das ist nicht sehr viel, weil die Politik ihnen nicht Zeit läßt, an das Nützliche zu denken, und weil namentlich einem englischen,

einem französischen Minister, nachdem er einen großen Theil des Tages mit Kammerdiscussionen verbracht hat, kaum noch Zeit genug übrig bleibt, um die nothwendigsten Arbeiten zu expediren. Die guten Regierungen sind auch meist von den Parteistreitigkeiten so in Anspruch genommen, daß sie sehr froh sind, wenn sie mit Hülfe ihrer Gendarmen, ihrer Gerichtshöfe und ihrer Gefängnisse zu verhindern im Stande sind, daß das verborgene Elend des Volkes nicht allzuviel Hemmnisse dem Gange der Staatsmaschine bereite, deren Leitung ohnedies so schwer ist. Man betrachte nur England einen Augenblick, man erinnere sich der niederschlagenden, entmuthigenden Reden des Ministers im Unterhause und der Königin in ihrer Vertagungs-Rede und man wird mir gewiß gern eingestehen, daß nicht von den Regierungen die Heilung des jammervollen Uebels zu erwarten steht und daß es, soll dem Volke wirklich geholfen werden, jedenfalls eines Besseren und Mehreren bedarf, als diese thun können.

Aber nun frage ich: würden denn diejenigen, welche Muße haben; diejenigen, welche von den Interessen des Augenblicks insoweit abgelöst sind, daß sie sagen können: wir gehören keiner Farbe an; diejenigen, welche Nichts weiter zu thun haben, als ihren Gedanken vollkommen freien Lauf zu lassen, — würden, frage ich, alle diese, wenn ein Schriftsteller von einem starken, kräftigen Charakter, wie ich ihn oben zu schildern versucht, ihnen die Mittel zeigte, um das Elend aus den Orten aufzuseuchen, wo es seinen Wohnsitz aufgeschlagen, um das Uebel mit der Wurzel zu vernichten, — würden sie nicht nach einer solchen Erzählung erst weinen, aber dann auch daran denken, zu handeln und sich endlich mit ganzem Herzen an's Werk begeben? Ach! wenn doch das Volk seine Litteratur hätte, es schriebe wahrlich keine Romane, sondern es würde ganz schlicht und ungekünstelt seine Geschichte erzählen, und Ihr würdet alsdann manche bittre Thräne vergießen, Ihr, die Ihr so gern weint. Darum sage ich Euch noch einmal, sparet Eure Empfindsamkeit auf für die wahren Schmerzen, Ihr, die Ihr Euch in Thränen so sehr gefallen, sparet sie auf für Euch selbst, wenn das Unglück Euch erreicht, oder für das Elend des Volkes, das gar groß und herzbrechend ist.

Doch hier muß ich einen Augenblick inne halten; denn ich sehe

eben, daß ich schon seit längerer Zeit mich eines Wortes bediene, dessen eigentliche Bedeutung unenträthelt, geheimnismüthig ist, eines Wortes, das ein Schiboleth geworden ist für alle Parteien, deren jede es nach Belieben anders ausspricht und anders versteht; eines Wortes, um dessen willen ganze Ströme von Blut geflossen und das einer ganzen Menge von Systembauern zum schönen Vorwand gedient hat, um ihre Ideen und ihre eigenen Personen der Welt annehmbar zu machen, eines Wortes endlich, das man nur noch scheu und ängstlich ausspricht, so sehr ist es mißbraucht worden, des Wortes Volk. Denn wahrlich, wenn man nur einigermaßen den Gang der Dinge in unserer Zeit kennt und über die ersten Täuschungen hinaus ist, muß man dann nicht jedesmal, so oft man aus dem Munde eines unsrer vielen glänzenden Redner mit Begeisterung das heilige Wort Volk kommen hört, die Frage sich stellen: — Was will der gute Mann eigentlich? Wo will er hinaus?

Denn bisher sind fast alle Systemfabrikanten, alle jene vorgeblichen großen Wohlthäter des Volkes mehr oder minder dem Molièreschen Don Juan ähnlich gewesen, der einem Armen, den er im Walde antrifft, ein Goldstück als Almosen giebt, blos damit er dafür einen Fluch ausspreche. So war auch hinter all den socialen Verbesserungen, hinter all den goldnen Bergen, welche jene Herren uns versprochen haben, immer noch der Hinterhalt eines Wenn oder Aber verborgen. Man mußte stets ihr ganzes Programm unterzeichnen, gewissermaßen die von ihnen beliebte Constitution beschwören, ehe man in ihr Eldorado eingelassen wurde. Daher hat denn auch das Volk meistens nicht einmal gewußt, daß diese Leute existirten und sich in ihrer Gnade mit ihm zu beschäftigen geruheten. Und man thut daher auch, nach meiner Ansicht, Unrecht, sich mit diesen Leuten in eine ernsthafte Discussion einzulassen: man brauchte für sie nur ein Feenmärchen zu erfinden, das in Tausend und Einer Nacht noch fehlt, und das folgendermaßen anfangen müßte: „Es gab einmal ein Volk, wo Jedermann wenigstens 20,000 Thaler besaß und wo selbst die am wenigsten vom Schicksal Begünstigten Grafen oder Freiherrn waren. Dieses Volk nun war sehr unglücklich. . . .“

Wenn ich also den Wunsch ausspreche, es möge ein Mann von eben so viel Herz als Talent es unternehmen, dem Strome jener

weichlichen, kraftlosen Empfindsamkeit, der aus Mangel an vernünftiger Leitung sich in den erbärmlichsten Nührstücken im Theater und in den flachsten, fadeften Romanen Auswege sucht, zum Besten der Leidenden in der großen Menge ein neues, befruchtendes Bette zu graben, so will ich hiedurch — und dagegen verwahre ich mich hiermit feierlich — durchaus nicht etwa einem neuen tausend und ersten System über das Volk Thür und Thor geöffnet haben. Denn ich gehöre keinesweges zu denen, welche der Meinung sind, daß alles Elend unter den Menschen sofort aufhören wird, sobald der Lumpensammler und der Packenträger et hoc genus omne werden lesen und schreiben können gleich den Millionären, die nichts weiter verstehen. Eben so wenig glaube ich, daß die untern Klassen der Gesellschaft viel an Wohlleben werden gewonnen haben, wenn man sie fortwährend mit Kartoffeln und Kohl und Rumford'schen Suppen, aus Knochen, die man dem Schinder abkauft, füttern wird. Wahrlich, es sind übergenug solcher Suppen vertheilt worden. Und der schwäbische Pferdefleischverein wird auch kein Messias der leidenden Armen sein. Füttert Eure Hunde mit diesem Fleisch, das eigentlich dem Abdecker gestohlen ist; aber, ich bitte Euch, erniedrigt arme Geschöpfe mit Menschengestchern und in deren Brust ein Menschenherz pocht, nicht dadurch, daß Ihr ihnen diesen unverdaulichen Fraß mit so viel prunkenden Worten als Wohlthat zuwerft. Ich habe es Euch schon gesagt, das Christenthum hat schon lange früher und weit mehr, als Ihr, das Volk nicht Hungers sterben lassen; aber es hat nicht in allen Journalen ausgeschrien: „Kommt zu uns, Ihr Hungertigen, Ihr sollt gesättigt werden; kommt zu uns, Ihr Durstigen, Ihr sollt getränkt werden; kommt zu uns, Ihr alle, die Ihr leidet am Körper und am Geist, Ihr sollt geheilt werden an Fleisch, Leib und Seele!“ Ihr thut freilich damit nichts Böses, aber Ihr thut nur wenig Gutes und bei Weitem nicht so viel, als Noth thut.

Wenn dieser Frage Behandlung in meinem Bereiche läge, so wollte ich sagen, was dem Volke Noth thut, und das ist nicht jene armseltige Nahrung, mit der man die erbärmlichen Wohnorte des Volkes anfüllt. Das ist auch nicht jene hohle, marklose geistige Nahrung, die man ihm angedeihen läßt und die nur dazu dient, ihm das Bewußtsein seiner Erniedrigung zu verschaffen und ihm sein Elend unerträglicher zu machen. Wißt Ihr, was das Volk

bedarf? Eine Art moralischer Wiederherstellung, die es in seinem eigenen Geiste erhöht, wodurch ihm ein tiefer Abscheu gegen die Lirerei des Glends eingeflößt wird, die es jetzt in abgestumpftem Gefühle gleichgültig an allen Orten mit sich herumschleppt, wodurch ihm eine heilsame Energie eingeflößt wird, daß es nicht an sich selbst verzweifle, nicht den Muth, aufwärts zu streben, verliere. Es ist Platz für Alle unter der Sonne. Aber wie viele werfen sich Abends verzweiflungsvoll auf ihr elendes Strohlager, die den Tod als eine Wohlthat ersuchen und, weil er nicht kommen will, ihr Leben in herabwürdigender Trunkenheit zu vergessen, ihre Leiden dadurch zu übertäuben suchen. Will man dem Volke wahrhaft wohlthun, so versuche man es unter dem niederbeugenden Joche seines erblichen Glends wieder aufzurichten und den Einzelnen das Bewußtsein ihrer Würde, als Menschen, als Bürger wiederzugeben: und dazu bedarf man weder langer theoretischer Auseinandersetzungen der Menschenrechte, noch weitschweifiger Constitutionen. Wahrlich, man muß es wohl eingestehen, wir behandeln fast alle gemeinhin das Volk entweder mit beleidigendem Mitleid oder wir erdrücken es, indem wir ihm unsre Ueberlegenheit in geistiger und andrer Beziehung allzu fühlbar machen. Nun ja, das Volk ist unter einer gewissen Vormundtschaft; aber soll es ewig geisteschwach, soll es ewig bevormundet bleiben? Und um es aus diesem Zustande zu bringen, bedarf es der Thaten: Worte reichen nicht hin. Ausgehen aber müßte diese Veränderung von den Gesetzen: sie müßten den ersten Schritt vorwärts in diesem Sinne thun. Denn bei dem besten Willen muß man doch gestehen, es herrscht in ihnen, weil sie meist von den Reichen und „Glückverhärteten“ gemacht sind, fast stets ein unbegreifliches Gefühl der Feindseligkeit gegen den Armen und Bedürftigen, gleich als wäre er der gemeinsame Feind der Gesellschaft.

Im Mittelalter gab es ewig wandernde Banden von Zigeunern, von Bettlern, von Gauklern, die weder Dach noch Fach, weder Hütte noch Herd hatten: aber in den großen Städten fanden sie auf Kirchhöfen und andern Orten Zufluchtsstätten, wohin des Königs Gerichtsbarkeit nicht drang. Das ist nun in unsern Zeiten, wo die Freiheit herrscht, anders geworden. Man hat das Bagabundenleben für ein Vergehen gegen die Gesellschaft erklärt und Jedermann ist verpflichtet, vor dem ersten, besten Gendarmen, der Lust hat, die Ange-

legenheiten eines Fremden kennen zu lernen, den Nachweis zu führen, daß er einen festen Wohnsitz und hinreichende Existenzmittel habe. Das ist an und für sich ganz gut und die höheren und mittleren Klassen sehen hierin gar keine strenge Maßregel. Betrachtet nun aber ihre Wirksamkeit auf das Volk, und Ihr werdet sehen, wie schwer sie auf ihm lastet. Ein armer Familienvater, dessen mühsames Gewerbe plötzlich durch eine herrliche, neuerfundene Maschine getödtet worden ist, hat keine Mittel mehr, seine Miethen zu bezahlen, und wird vom Hauseigenthümer nebst Weib und Kind auf die Straße geworfen: er wird in den Augen des Gesetzes ein Vagabunde! Ein armer Landmann, den ein Blitzstrahl, ein Mißwachs, ein Hagelwetter ruinirt hat und dem es für den Augenblick an Arbeit fehlt, was ist er? Ein Vagabunde! Als solchen schleppt man ihn vor das Polizeigericht und verurtheilt ihn: was geschieht damit? Er wird, unverschuldeten Unglücks halber zum Verbrecher gestempelt und mit unauslöschlichem Mal gebrandmarkt für sein ganzes Leben. Man kann natürlich die Unterdrückung des herumstreichenden Lebens nicht tadeln wollen, weil dessen Billigung der Gesellschaft nachtheilig sein würde. Aber das kann man tadeln, daß die Gesetze ein Vergehen daraus gemacht haben. Warum soll der Unglückliche, der aus Armuth, aus Mangel an Erwerbsmitteln keinen bleibenden Aufenthalt hat, der strafenden Gerechtigkeit verfallen sein und mit Spitzbuben und nächtlichen Ruhestörern in eine Kategorie gestellt werden? Hier haben nach meiner Ansicht die Gesetzgeber selbst ein Vergehen gegen die Menschenwürde der niedrigen Volksklassen begangen. Warum soll der als Schuldiger erscheinen, dessen Unglück darin besteht, daß er arm ist und keine Stätte hat, da er sein Haupt hinlegen soll? Weil er nichts hat, so setzt Ihr voraus, daß er stehlen will? Nun zugegeben, die Vermuthung ist wenigstens nach der Logik der Reichen nicht unwahrscheinlich. Aber begeht Ihr nicht einen doppelten Fehler, indem ihr den Armen, dem dieser verbrecherische Gedanke vielleicht ganz fern lag, dadurch, daß Ihr so unverhohlen diesen Verdacht kund gebt, unvertient in seiner eigenen Achtung herabsetzt und so vielleicht selbst erst den Keim des Verbrechens in seine Seele streut? Ach! wenn Ihr nur hören und beachten wolltet, wie vernünftige und gar traurige Dinge sie zuweilen vor den Tribunalen

sagen: wahrlich, die Entscheidung würde Euch schwer fallen und Ihr würdet hinfors anders handeln.

— Warum hat man Euch auf den Straßen herumstreifend angetroffen?

— Weil ich keine Wohnung habe.

— Warum habt Ihr keine?

— Weil ich Miethen bezahlen muß und Nichts verdienen kann.

— Warum sucht Ihr nicht Arbeit?

— Ich suche sie wohl; aber Niemand will mir Arbeit anvertrauen, eben weil ich keine Wohnung habe.

Was thut nun der Richter, der mit der Vollziehung des Gesetzes beauftragt ist, in solchem Falle? Er findet, um aus diesem schlangentartig sich um ihn und den Armen windenden Kreise des Elends herauszukommen, kein andres Mittel, als daß er den Unglücklichen in ein Arbeitshaus schickt, wo man ihm für seine Arbeit sparsam Brod giebt, aber auf Unkosten seiner Freiheit. Und doch, ich frage nochmals, was hat er für ein Verbrechen begangen, daß man ihn seines kostbarsten Gutes beraubt? Sollte man denn gar kein andres Heilmittel finden können? Man suche nur ehrlich und eifrig. Müssen denn die Vagabunden vom Zuchtpolizeigericht beurtheilt werden? Schickt sie mir doch vor ein Geschwornengericht von Reichen und laßt sie von diesen dazu verurtheilen, frei und von ihrer Familie umgeben zu arbeiten und laßt den Richter selbst ihnen Arbeit schaffen. Es fehlt wahrlich nicht daran und sollte es keine geben, so müßte man sie erfinden: das ist heilige, unabweisbare Pflicht der Gesellschaft. Aber kerkert sie nicht ein; sperrt sie nicht von der Welt und ihrer Familie ab; bekleidet sie nicht mit der entehrenden grau und weißen Jacke des Zuchthaussträflings. Der Vagabund hat das nicht verschuldet: richtet ihn auf, erhebt ihn in seiner eigenen Achtung, sage ich Euch, und wenn er sehen wird, daß Ihr ihn aufrichtig ohne hochmüthiges Achselzucken bedauert, daß Ihr den Menschen noch in ihm achtet, dann wird er frischen Muth fassen und wird sich aus allen Kräften, — und die Armen haben so viel Kraft zu leiden, — gegen das Elend steifen. Aber so Ihr ihn als Schuldigen behandelt, so Ihr ihn in's Zuchthaus zu Dieben und andern Verbrechen steckt, so wird auch in ihm des Verbrechens Gedanke keimen und Euer ist die Ver-

antwortlichkeit für die Seele, die verloren geht. Wahrlich, wahrlich, ich sage Euch, Ihr Gesetzgeber und Richter, Ihr tragt Seelenlast.

Ich will zum Schlusse dieses Aufsatzes nur noch den gefühlvollen Seelen ein kleines Ereigniß aus dem Leben erzählen, dessen Zeuge ich lezthün war und das vielleicht, mir selbst unbewußt, die Ursache zu diesen Zeilen geworden ist.

Ein Knabe von zehn bis zwölf Jahren erschien in einer deutschen RheinStadt vor dem Zuchtpolizeigericht unter der Anklage eines aufenthaltlosen Herumstreifens. Der Richter frug ihn: Fodern Dich denn Deine Eltern nicht zurück?

Sie sind, entgegnete das Kind, weil sie keine Wohnung hatten, eingesperrt worden; der Vater in N. . . im Arbeitshause und die Mutter in P. . .

Der Richter, nachdem er sich durch amtlichen Nachweis überzeugt, daß dem wirklich so sei, entschied über das Schicksal des Kindes, indem er es in eine dritte Verbesserungsanstalt schickte. Da waren nun Vater, Mutter und Sohn vielleicht für ihr ganzes Leben von einander gerissen!

Sagt mir nun, Ihr gefühlvollen Seelen, die Ihr den fünften Act aller Iffland'schen und Houwald'schen Stücke vor Eurem eigenen Weinen und Schluchzen kaum sehen und hören könnt, ist diese einfache Thatsache nicht rührender, ergreifender und fruchtbarer an traurigen und ernsten Betrachtungen, als alle jene faden Dichtungen, die Euch so bitterfüße Thränen entlocken? Habt Ihr nicht da den besten Grund zum Weinen? Aber nein! Das ist zu einfach, zu wirklich, zu gemein, als daß es Eure Herzen rühren könnte, welche durch die Verfeinerungen Eurer Sinnlichkeit und übertriebenen Empfindsamkeit verdorben sind und Euren Mägen gleichen, die Ihr durch Leckereien verschlemmt habt, daß nur die stärksten Gewürze noch einen Eindruck auf Euch machen.

Ihr aber, Ihr Gesetzgeber, Euch frage ich, wäre es denn nicht möglich gewesen, mir Vater, Mutter und Kind wenigstens in eine Besserungsanstalt zusammenzugeben? Und wäre es von Euch, den Wächtern der Gesellschaft, zu viel gefodert, und würde es Euch zu viel gekostet haben, wenn Ihr diese arme Familie in einer freien Wohnung vereinigt und ihr Arbeit und Freiheit zugleich gegeben hättet? O, ich bitte Euch, die Ihr die Leitung der Gesellschaft

in Händen habt, höret auf die Stimmen des Volkes, die um Hülfe schreien. Bedenkt, daß es Menschen, Brüder sind und wartet nicht, bis das Volk müde wird, zu tragen und zu dulden. Die Verantwortlichkeit des Unheils, das dann entsteht, ruht auf Euch. Lernet Geschichte.

Discite justitiam moniti et non temnere divos.

Bonn im September.

L. H. Geibler.

Soldatenbilder aus Oesterreich.

Der Reiter und sein Ross.

Von

einem ehemaligen Cavalerie-Offizier.

Die österreichische Cavalerie, gewiß eine der besten in Europa, zerfällt gleich der aller übrigen Nationen in schwere und leichte Cavalerie. Erstere besteht aus acht Cuirassier- und sechs Dragoner-Regimentern, die sich fast gänzlich in Böhmen, Ober- und Niederösterreich, Mähren und Steyermark rekrutiren.

Die Rekrutirung begreift aber nicht allein die Menschen, sondern auch die Pferde in sich. In diesen Provinzen, gleich wie in allen übrigen österreichischen Besitzungen giebt es Remonte-Depôts, in denen man die von den Ortschaften selbst erzeugten Pferde ankauft, um sie sodann, je nach Maßstab ihres Wuchses und ihrer Stärke, unter die verschiedenen Regimente der Armee zu vertheilen. Unter den Pferden, zu denen man auf diese Art gelangt, sind die böhmischen vielleicht die besten und schönsten. Die Bewohner dieses Landes verstehen sich in der That besser auf die Pferdezucht, als die andrer Provinzen und die Pferderace selbst ist hier von vorzüglicherer Qualität.